

Für unsere Kinder

Nr. 22 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Jungvolk. Gedicht von Karl Bröger. — Im hohen Korn. (Schluß.) — Die Müllkafte. Von Ernest Seton Thompson. (Schluß.) — Und ich habe gelacht. Gedicht von Emma Dölk. — Eine Geschichte vom Zweifäßer. Märchen von Karl Erwalb. — Die beiden Fische. Japanisch. — Abzählreim. Von D. S. Bierbaum.

Jungvolk.

In die Stunde frisch gesprungen!
Tapfer leben Tag um Tag!
Drauf und dran und durchgerungen!
Werde dann, was werden mag!

Bloß nicht von der sanften Sorte,
Der nur stiller Tag ein Fezt! —
Nachmals kommt das Grab zu Worte,
Wo sich's ruhig leben läßt. Karl Bröger.

○ ○ ○

Im hohen Korn. (Schluß.)

Eine Landschaft ohne wogende Kornfelder, ein Leben ohne Brot, wer kann sich das vorstellen? Und doch sind die Getreidearten, die uns so bekannt sind, der Roggen, der Weizen, die Gerste, der Dinkel und die anmutigen Rispen des Hafers nur Fremdlinge in Europa, eingewanderte Ausländer. Vor ungemessenen Zeiten haben unsere wandernden Ureltern die nahrhaften Getreidekörner aus ihrer südöstlichen Heimat, wahrscheinlich aus Asien, mitgebracht. Unter der Pflege des Menschen ist eine einschneidende Veränderung im Leben der Getreidehalme vor sich gegangen. Wie alle Grasarten hatte auch der Getreidehalm ursprünglich einen Wurzelstock, der mehrere Jahre hindurch aushielt und immer wieder neue Sprossen und Ausläufer herausandte. Die wildwachsenden Gräser haben einen solchen Wurzelstock bitter nötig, wollen sie sich im Kampf ums Dasein gegen ihre vielen Feinde behaupten. Nicht nur eine Menge derber Kräuter würden ihnen sonst Licht und Boden rauben, auch die großen Pflanzenfresser unter den Tieren würden durch Abweiden ihnen die Fortpflanzung durch Samen unmöglich machen. Die Gräser vernähren sich deshalb nicht nur durch Samen, sondern auch durch ihren Wurzelstock. Wenn der Bauer Jahr für Jahr das blühende Wiesen gras

niedermäht, so verläßt er sich auf die Lebenskräfte, die in dem Wurzelstock der Gräser stecken und immer wieder neue Grashalme aus dem Boden treiben. Anders beim Getreide. Da sind die reifen Körner, der Samen also, die Hauptsache. Jahrtausende hindurch hat der Mensch diese Gräserarten sorgfältig geschützt, ihnen den Boden gelockert, die Erde gedüngt, wenn sie erschöpft war, und alles getan, um Jahr für Jahr den Samen zur Reife kommen zu lassen. Infolgedessen war der Wurzelstock überflüssig, und da die Pflanze keine überflüssigen Glieder ernährt, so mußte er verkümmern.

Aus seiner alten Heimat hat das Getreide sich ein paar Hausgenossen mitgebracht: den Klatschmohn, die Kornblume und den Rittersporn. Schon die starken Farben deuten auf ein sonnigeres Klima. Seht euch diese seltsam sparrige Verästelung der Kornblume an! Auch beim Rittersporn streben die Zweige fast wagrecht auseinander. Solche Blumen müssen ursprünglich unter sehr hohen Gräsern gewachsen sein, zwischen denen die Zweige sich hindurchsuchen mußten, wollten sie ihre Blüten den Insekten zur Bestäubung darbieten. Denn auf die Bestäubung mit Pollen durch Insekten sind sie bei der Befruchtung ja angewiesen. Auch fällt uns auf, wie klein die Blätter dieser Blumen sind, so schmal wie möglich. Schmale Blätter sind ein Schutz gegen allzu starkes Sonnenlicht. Die Wärme würde ihnen durch Verdunstung zuviel Wasser entziehen. Demselben Zwecke dient das rauhe Haarleid, mit dem diese Blumen angehan sind. Die feinen Härchen fangen den Wasserdunst auf, den der Stengel bei großer Wärme ausschwigt, und so bildet sich eine mit Wasserdampf gesättigte Luftschicht um den Stengel. Erst wenn ein Sturmwind den Wasserdampf aus dem Haarleid herausbläst, muß die Pflanze wieder Wasser durch Verdunstung abgeben. Alles das weist darauf hin, daß Kornblume, Mohn und Rittersporn, so bekannt und vertraut sie uns auch sind, aus südoberuropäischem oder asiatischem Steppengebiet stammen.

Ein schlimmer Feind der Getreidefelder ist die stolze, blaßkilarote Kornrade. Auch sie ist eine echte Steppenpflanze mit allen jenen Merkmalen, die wir vorher genannt haben.

Auch sie ist gablig verzweigt, behaart und hat auffallend schmale Blätter. Ihrem Bau nach gehört die Blume zu den Nelken. Daß die Kornrade aus einem trockenen Steppenklimate stammt, beweist sie auch durch die Gewohnheit, weder bei Nacht noch bei Regen sich durch Schließen des großen Kelches vor eindringender Feuchtigkeit zu schützen. Nach jedem stärkeren Regenguß finden wir daher die Blume voll Wasser und die Pollen der eben erblühten Staubgefäße durchnäßt und verdorben. Doch weiß sich die Blume zu helfen. Sie behält einen Teil der Staubgefäße in Reserve und läßt sie sich erst entwickeln, wenn die anderen abgeblüht sind.

Die Kornrade ist trotzdem kein Fremdling wie ihre farbenprächtigen Ackergenossen. Wir finden sie nirgends wild. Wir haben es hier wahrscheinlich mit einer Pflanze zu tun, die vor ungezählten Jahrtausenden in Europa heimisch war, als der Boden, auf dem wir stehen, noch eine grenzenlose, mit hohem Gras bestandene Steppe war. Hier konnten nur Pflanzen gedeihen, die auf den Kampf mit starkem Wind, auf plötzliche Wetterumschläge, brennend heiße Tage und bitterkalte Nächte eingerichtet waren. Allmählich änderte sich das Klima Europas, die Steppe verschwand, mächtige Wälder und fetter Wiesensboden traten an ihre Stelle. Aber an den warmen Steilabhängen, die die Ströme Mitteldeutschlands begleiten, fand die Kornrade einen Unterschlupf. Hier dauerte sie aus, bis ackerbauende Menschen das Land besiedelten und in trockenen Getreidefeldern sich ein neuer steppenähnlicher Wohnort der heimatlosen Blume bot.

Freilich, nicht freiwillig hat der Landwirt der Kornrade Aufnahme im Kornfeld gewährt. Der Wind war es, der ihre Samen hierhertrug. Alle Getreideblumen benötigen ja den Wind, um die in kunstvollen Kapseln eingeschlossenen Samen zu verstreuen. Auch die Hasen, Mäuse und sonstige Bewohner des Feldes müssen der Kornrade diesen Dienst leisten. Die kleinen Samen bleiben an ihren behaarten Zehenballen hängen und werden so verschleppt. Besonders zustatten kommt den Getreideblumen, daß ihre Samenreife zur selben Zeit eintritt wie beim Korn, in dessen Mitte sie wachsen. Mit den Getreidekörnern erntet der Landwirt auch die Samen der Kornrade, und trotz aller Vorsicht kommt es vor, daß sie nachher mit der Aussaat wieder ins Feld gelangen. Die Samen der Kornrade enthalten aber ein starkes Gift. Als die Kornrade noch Bewohnerin der Steppe war, schützte das

Gift sie vor der Ausrottung durch die gefräßigen Ragetiere. Heute bildet es eine Gefahr für harmlose Brotesser.

Lang haben wir uns in den wogenden Kornfeldern aufgehalten. Wie viele Geheimnisse des Pflanzenlebens haben wir beobachtet und belauscht! Ein Stück aus dem großen Kampf ums Dasein ist vor uns enthüllt, und wir könnten noch stundenlang weiterlernen. Wie nährt sich die Pflanze, welche Aufgabe hat das Licht bei ihrem Wachstum zu erfüllen? Aus welchen Stoffen baut sie ihren grünen Zellenstaat, denn auch die Pflanze besteht aus Millionen winziger Zellen wie der menschliche und tierische Leib. Die Vermehrung dieser Zellen nennen wir Wachstum. Durch Jahrtausendelange Anpassung an die gegebenen Lebensverhältnisse haben sich alle die verschiedenen, so überaus kunstvollen und zweckgemäßen Einrichtungen und Formen der einzelnen Pflanzen entwickelt. Im Kampfe mit anderen Pflanzen, mit Tieren, mit Wind und Wetter haben sie sich behauptet und verändert. Wohin wir blicken in der Natur: das große Gesetz fortwährender Entwicklung durch Anpassung und Kampf.

Nun gehen wir heim und tragen mit uns die wichtige Erkenntnis, daß es dieselben Naturgesetze sind, die im Leben des Roggenhalmes draußen auf dem Acker und im Leben des denkenden Menschen wirksam sind. Alles Lebendige ist eine große Familie, nichts, auch der Mensch nicht, ist von Anfang an fertig und vollentwickelt auf die Welt gekommen. Alle die bestehenden Arten und Gattungen, Unterschiede und Gestalten sind nicht das Werk eines kunstvollen Schöpfers, sondern das Ergebnis millionenjähriger Entfaltung, sie sind nicht geschaffen, sie sind geworden.

o o o

Die Müllkaze.

Von Ernest Seton Thompson. (Schluß.)

X.

So verfloß eine Woche, und Mieke kam schmutzig, ohne blaues Band, mit wunden Füßen und müde und matt an der Harlembrücke unweit der Stadt New York an. Obwohl die Brücke ganz von köstlichen Gerüchen umhüllt war, gefiel sie doch unserer Mieke nicht. Die halbe Nacht wanderte sie am Ufer auf und nieder, fand aber keine andere Möglichkeit, weiter nach Süden zu kommen, als mittels dieser oder einer anderen Brücke, und sonst nichts Interessantes außer der Tat-

sache, daß die Männer in dieser Gegend nicht minder gefährlich sind als die Knaben. Schließlich kam sie doch wieder zur Harlem'sbrücke zurück; nicht nur noch sie ihr vertraut, sondern von Zeit zu Zeit, wenn ein Einauge darüber lief, hörte sie jenes eigentümliche, rumpelnde Gedonner, das sich ihr auf der Frühjahrsreise so eingeprägt hatte. Die Ruhe der Nacht lag über die Erde ausgebreitet, als sie den einen Strebebalken hinauffletterte und dann über dem Wasser vorwärts schritt, Sie hatte noch nicht ganz ein Drittel der Brücke hinter sich, als ein donnerndes Einauge brüllend von der entgegengesetzten Seite auf sie zukam. Arger Schrecken befiel sie, aber da sie die Dummheit und Blindheit der Riesen kannte, ließ sie sich auf einen tieferliegenden Nebenbalken fallen und duckte sich nieder. Natürlich traf sie das dumme Ungeheuer nicht und ging weiter, und alles würde gut gegangen sein, aber das Ungeheuer kehrte um, oder ein anderes ganz gleiches kam plötzlich fauchend und sprühend hinter ihr her. Niese sprang auf die Schienenbahn und strebte in fieberhafter Eile dem ersehnten Ufer zu. Sie hätte es auch heil erreicht, wäre nicht ein drittes rotäugiges Ungeheum zischend und pfeisend von diesem selben Ufer auf sie zugekommen. Alle Eile half ihr nichts, sie war zwischen zwei Feinde eingeklemmt. Es gab keinen Ausweg als einen verzweifeltten Sprung von dem Holzwerk hinab in — sie wußte selbst nicht was. Hinab, hinab, hinab ging's — ratsch, platsch ins tiefe Wasser; kalt war es Ende August nicht, aber ach, so entsetzlich! Sie prüstete und hustete, als sie wieder an die Oberfläche kam, schaute sich um, ob die Ungeheuer hinter ihr her schwammen, und schlug die Richtung nach dem anderen Ufer ein. Niemals hatte sie schwimmen gelernt, und doch schwamm sie, einfach darum, weil die Haltung und die Bewegungen der Rahe beim Schwimmen die gleichen sind wie beim Gehen. Sie war an einen Ort geraten, der ihr nicht behagte; naturgemäß versuchte sie fortzugehen, und das hatte ohne weiteres im Medium des Wassers zur Folge, daß sie zum Ufer schwamm. Zu welchem Ufer?

Die Sehnsucht nach der Heimat geht niemals fehl: Das Südufer war das einzige Ufer für sie, das der Heimat nächstliegende. Sie trampelte hinaus, triefend naß, das schlammige Ufer hinauf und zwischen Kohlen- und Staubhaufen hindurch und sah bald so schwarz, schmutzig und unmajestätisch aus, wie eine Rahe nur aussehen kann.

Als sie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, fühlte sie sich nach dem Bad um so wohler. Ein wohlthuendes Gefühl äußerer Wärme vereinte sich mit dem wohlthuenden Gefühl inneren Triumphes; denn hatte sie nicht den Kampf mit drei von den gräßlichen Riesen glücklich bestanden?

Ihre Nase, ihre Erinnerung und ihr Richtungssinn trieben sie an, wieder dem Schienengeleise zu folgen; aber dort drohten die entsetzlichen Donnerwesen, und so veranlaßte sie die Vorsicht, sich seitwärts zu wenden und dem Strande mit seiner heimische Gerüche atmen, den Atmosphäre zu folgen; so blieb sie glücklich vor den Schrecken der dort liegenden Tunnels bewahrt.

Länger als drei Tage irrte sie in den Ausbuchtungen des East River umher. Einmal geriet sie auch versehentlich auf eine Dampf-fähre und wurde auf ihr nach dem New York gegenüberliegenden Long Island befördert, aber sie benutzte die nächste Gelegenheit zur Rückfahrt. Endlich in der dritten Nacht erreichte sie bekannten Boden, nämlich die Stelle, wo sie die Nacht nach ihrer ersten Flucht zugebracht hatte. Von da an ging es schnell und sicher vorwärts, denn nun wußte sie genau, wohin sie wollte. Auch war sie nun durch die hohe Schule der Listen im Kampfe mit Hunden und Menschen gegangen. Rascher bewegte sie sich, und glücklicher fühlte sie sich bei dem Gedanken, daß sie sich in wenigen Minuten sicher und gemüthlich in ihrer „orientalischen“ Heimat, ihrem alten Hinterhof, ausstrecken könnte. Noch eine Wendung, und sie mußte den Häuserblock zu Gesicht bekommen.

Aber — was war das! Er war nicht mehr da, Niese wollte ihren Augen nicht trauen, aber es half alles nichts. Da, wo früher gerade oder krumm oder schief die Häuser des Blocks emporgestrebte hatten, da war jetzt ein wüstes Durcheinander von Stein- und Holzmassen und dazwischen große Löcher im Boden.

Niese wanderte ringsherum. Sie erkannte aus vielen Bruchstücken und den anhaftenden Gerüchen, daß sie in der alten Heimat war, daß der Vogelhändler hier gelebt hatte und dort ihr alter Müllhof gewesen war, aber alles war zerstört, völlig zerstört und hatte auch nur noch die Spur von den ihr ans Herz gewachsenen heimischen Gerüchen, und Niese wandte sich mit gebrochenem Herzen und mit dem Gefühl völliger Verzweiflung hinweg. Die Liebe zur vertrauten Ortlichkeit war das vorherrschende Gefühl in ihr. Alles

hatte sie aufgegeben, um eine Heimat zu erreichen, die gar nicht mehr existierte, und wieder einmal fühlte sich ihr tapferes, kleines Herz wie zertreten. Sie schritt über das stumme Chaos und fand weder Trost noch auch irgend etwas zu essen. Die Zerstörung erstreckte sich über mehrere Straßen und reichte bis zum Strand. Es war kein Feuer; das hatte Mize schon einmal erlebt. Das sah mehr aus, als hätte hier ein ganzer Haufen von den rot-ängigen Ungeheuern gehaust. Mize wußte freilich nichts von der großen Brücke, die sich gerade von hier aus erheben sollte.

Als die Sonne heraufkam, suchte die arme Heimatlose ein Unterkommen. Ein benachbarter Block stand zurzeit noch, und dahin zog sich Majestät Analostan zurück, da sich auch an ihn einige Erinnerungen knüpften. Aber zu ihrem Erstaunen fand sie, daß es dort von Kägen wimmelte, die, wie sie selbst, das alte Heim verloren hatten, und als die Müllkästen hinausgestellt wurden, gingen bald an jedem ein paar Kägen. Hungersnot herrschte im Lande. Nachdem Mize das Glend ein paar Tage durchgemacht hatte, begab sie sich resigniert in ihre zweite Heimat in der Fünften Avenue, aber da war alles verschlossen und wie ausgestorben. Sie wartete einen Tag lang vergeblich auf eine Änderung, hatte noch einen unangenehmen Zusammenstoß mit einem großen Mann in blauem, goldbeschnüpftem Rock und kehrte in der nächsten Nacht in das überfüllte Quartier zurück.

September und Oktober gingen langsam dahin. Viele Kägen kamen vor Entbehrung um oder waren zu schwach, den Nachstellungen ihrer natürlichen Feinde zu entgehen. Mize aber half ihre Jugendkraft durch die Zeit der Not.

Auf dem Trümmerfeld war eine große Änderung vor sich gegangen. An die Stelle der früheren Grabesruhe war lärmendes Leben getreten. Bald war, Ende Oktober, ein schlankes, hohes Gebäude fertig, und unsere Mize näherte sich, vom Hunger getrieben, eines Morgens geduckt einem Mülleimer, wie sie dachte, den ein Neger vor dieses neue Haus gestellt hatte. Unglücklicherweise war der Simer nicht für Küchenabfälle bestimmt; er war eine neue Erscheinung in dieser Gegend: ein „Scheuereimer“. Eine traurige Enttäuschung, aber dabei war doch ein kleiner Trost, denn an dem Griff haftete nämlich ein vertrauter Geruch. Während sie diesen noch prüfte, kam der schwarze Aufzugswärter wieder heraus. Trotz seiner blauen Uniform verstärkte

der Geruch seiner Person den angenehmen Eindruck, den der Simergriff gemacht hatte. Mize hatte sich aber vorsichtig quer über die Straße zurückgezogen, während der Neger sie unverwandt anschaute.

„Ist das nicht die Majestät Analostan!“ rief er dann. „Hier, Mize, Mize! Komm doch, Mize, hier! Ich seh's, sie hat Hunger.“

Hunger! Seit Monaten hatte sie keine rechte Mahlzeit gehabt. Der Neger verschwand im Gebäude und kam bald wieder mit einem Teil seines eigenen Frühstücks zum Vorschein.

„Hier, Mize, Mize, Mize, Mize!“ Es sah sehr gut und verführerisch aus, aber Mize traute dem Frieden nicht recht. Endlich legte der Mann den Schinken auf das Pflaster und ging zurück zur Tür. Unsere Kaze kam sehr mißtrauisch näher, beschnüffelte das Fleisch, ergriff es und rannte wie eine kleine Tigerin davon, um ihre Beute in Ruhe zu verzehren.

Das vierte Leben.

Damit begann eine neue Zeit. Sobald Mize jetzt den Hunger nagen fühlte, kam sie an die Tür des neuen Gebäudes, und sie bekam eine immer bessere Meinung von dem Neger. Offenbar hatte sie den Mann bisher nicht richtig verstanden; sie hatte ihn immer für ihren Feind gehalten, und nun erwies er sich als ihr Freund, als der einzige Freund, den sie hatte.

Eine Woche lang hatte sie großes Glück. Es gab sieben gute Mahlzeiten an sieben Tagen hintereinander, und wie zum Nachtschiff fand sie nach dem letzten Mahl eine fastige tote Ratte, ein außerlesener Glücksfall. In ihrem ganzen Leben hatte sie bisher kaum eine ausgewachsene Ratte getötet, jetzt aber packte sie erfreut die Beute und schleppte sie als köstlichen Vorrat für späteren Bedarf davon. Als sie vor dem neuen Gebäude vorüberkam, erschien gerade ein alter Feind von ihr, der Werfthund, auf der Bildfläche, und Mize retirierte sehr natürlich nach der Tür zu, hinter der sie ihren Freund wußte. Gerade als sie der Tür nahekam, machte der Neger diese auf, ein feingekleideter Mann trat heraus, und beide sahen die Kaze mit ihrer Beute.

„Sieh da, was für ein Stück von einer Kaze!“

„Ja, Herr, es ist meine Kaze, sie ist ein Schrecken für die Ratten, Herr! Hat sie alle rein umgebracht, daß keine mehr da sind, darum sieht sie auch so dünn aus.“

„Nun, lassen Sie sie keine Not leiden,“ sagte der Mann mit der herablassenden Miene eines reichen Hausbesitzers, „Sie müssen sie füttern.“

„Ja, Herr, der Lebermann kommt jeden Tag, ein viertel Dollar die Woche,“ erwiderte der Neger, indem er schnell besonnen den Mehrbetrag von fünfzehn Zent als Lohn „für die Idee“ in den eigenen Beutel rechnete.

„Schon gut. Das ist meine Sache.“

XI.

„Milz und Leber!“ ertönt der Katzenbeschwörende Zauberruf des alten Fleischmannes, während er seinen Schubkarren vor sich her schiebt, und in Scharen kommen die Katzen wie ehemals, um ihr Teil zu erhalten.

Da gibt's schwarze, weiße, gelbe und, nicht zu vergessen, graue Katzen, und vor allem gibt es Katzenherren und -herrinnen, die man alle im Kopf haben muß. Als dieser Karren vor dem neuen Gebäude anlangte, macht er einen neuerdings eingeschobenen Halt.

„Ihr da, gemeines Pack, weg mit euch,“ schreit der Lebermann, und er suchelt mit seinem Stecken, um den Weg für die kleine graue Katze mit den blauen Augen und dem weißen Mäschen freizumachen. Sie erhält ein ungenöhnlich großes Stück, denn Sam teilt seine Ginnahme in zwei gleiche Teile, und Miese zieht sich mit ihrer Tagesration in einen stillen Winkel des großen Gebäudes, das nun das ihre ist, zurück. Sie ist in ihr viertes Leben eingetreten, das ein Glück verheißt, wie sie es sich nie hat träumen lassen. Zuerst war alles gegen sie, jetzt schien alles für sie zu sein. Daß ihr Horizont sich durch das Reisen erweitert hat, ist sehr zweifelhaft; aber sie wußte, was ihr gut tat, und es ward ihr zuteil. Auch befriedigte sie ihren langgenährten Ehrgeiz, indem sie nicht einen Sperling fing, sondern gleich zwei, nämlich zwei, die sich im Klinsstein balgten.

Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß sie je eine weitere Ratte gefangen hat; aber der Schwarze schafft womöglich eine tote herbei, die er vorweisen kann, damit das Kostgeld nicht entzogen werde. Die tote bleibt im Flur liegen, bis der Eigentümer kommt, dann wird sie mit Entschuldigungen fortgesetzt. „Ich sage, man muß sich vorsehen bei der Katze; 's ist königliches Blut, 's ist ein Schrecken für die Matten.“

Seitdem hat sie mehrmals Junge gehabt. Der Schwarze denkt, der gelbe Tom sei meist der Vater, und sicher hat der Schwarze recht.

Verschiedene Male hat er unsere Miese verkauft, und zwar mit dem besten Gewissen von der Welt, weiß er doch, daß es nur eine Frage

von wenigen Tagen ist, wann Majestät Analostan wieder heimkommt. Zweifellos legt er das Geld zur Erreichung eines hohen, ehrgeizigen Zieles zurück. Miese ihrerseits hat sich mit dem ihr erst so unheimlichen Aufzug befreundet; sie fährt darin hinauf und hinunter. Ja, der Neger behauptet fleiß und fest, sie habe einmal, als sie im obersten Stockwerk war und den Fleischmann kommen hörte, sich in die Höhe gereckt, mit der Vorderpfote den Knopf gedrückt und so den Aufzug hinaufgezitiert, um dann damit hinunterzufahren.

Sie ist wieder rund und schön. Sie gehört nicht nur zu den Vierhundert des inneren Schubkarrenkreises, sondern sie ist als die vornehmste Kostgängerin allgemein anerkannt. Der Lebermann behandelt sie geradezu mit Hochachtung. Nicht einmal die mit Rahm und Klüchlein aufgefütterte Katze der Pfandleihersfrau kann sich mit der Majestät Analostan messen. Aber trotz ihres Glückes, ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihres königlichen Namens und ihres Stammbaums gibt es für sie doch im Leben kein größeres Vergnügen, als hinauszutreiben und sich in der Dämmerung herumzutreiben, denn jetzt wie auf allen ihren früheren Lebensstufen ist sie im Grunde nichts anderes und will nichts anderes sein als eine schmutzige, kleine Müllkatze.

o o o

Und ich habe gelacht.

Ich habe mich still in den Winkel gesetzt,
Mein Vater ist tot, ich weiß es jetzt.
Sie haben ihn draußen in Frankreich erschlagen,
Die Mutter wollt' es mir erst nicht sagen.
Als ich heim kam, stand sie so still und bleich:
„Bist du krank? Was fehlt dir?“ frug ich sogleich.
Sie sagte kein einziges Wort zu mir,
Doch plötzlich stürzten die Tränen ihr
Und sie preßte mich an sich und schloßzte hervor:
„Der Vater ist tot!“ Und weint' wie zuvor. —
Und ich habe so fröhlich den Morgen verbracht;
Ich habe gesungen, ich habe gelacht.
In der Schule feierten wir den Sieg,
Und der Lehrer sprach von dem heiligen Krieg,
Wie heute Freude in jedem Haus.
Dann hatten wir frei, und ich lief nach Haus.
Indessen grub man vielleicht ihn ein.
Mein lieber Vater! Es kann ja nicht sein!
Und ist doch so wahr wie der Winkel hier.
Er sagt nie wieder: „Mein Junge!“ zu mir.
Und ich habe so fröhlich den Morgen verbracht.
Ich habe gesungen, ich habe gelacht. Emma Dell.

Eine Geschichte vom Zweifüßler.

Märchen von Karl Ewald.

(Nachdruck
verboten.)

Erstes Kapitel.

Der Zweifüßler hat sich vor vielen, vielen Jahren zum Herrn über alle Tiere der Erde gemacht. Die, die ihm nützlich sein konnten und geeignet waren, ihm zu gehorchen, zähmte er und nahm sie in seine Dienste. Die, die er nicht verwenden konnte, überließ er sich selbst, wenn sie nur ihn und die Seinen nicht behelligen. Laten sie das aber, so sagte er ihnen Krieg an und ruhte nicht, bis er sie bezwungen hatte, was ihm schließlich stets gelang, da er ja der Klügste und darum auch der Stärkste war.

Und die zahmen Tiere gewöhnten sich allmählich ganz daran, bei ihm zu sein, und verloren völlig die Eigenschaften, mit denen sie zuerst ausgestattet gewesen, als sie sich noch auf eigene Faust durchschlagen mußten; zuletzt konnten sie ihre Knechtschaft gar nicht mehr entbehren. Wenn sie einmal flüchtig wurden und wieder wie die anderen freien, wilden Tiere zu leben versuchten, dann konnten sie sich nicht zurechtfinden, sondern kamen elendiglich um.

Die wilden Tiere aber, für die der Zweifüßler keine Verwendung hatte, verbargen sich ringsum in ihren Verstecken und lästerten und murkten, ohne etwas ausrichten zu können.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte anfängt, hatte der Zweifüßler sich auf einer grünen Wiese, nicht weit vom Strande, ein schönes Sommerzelt erbaut.

Eines Abends saß er vor diesem Zelt. Seine ganze Familie war zur Ruhe gegangen und schlief nach den Anstrengungen des Tages. Die Tiere lagen im Grase und kauten wieder. Der Hund, des Zweifüßlers treuer Diener, hatte sich auf der Erde vor ihm ausgestreckt und spitzte die Ohren, so oft sich irgendein Geräusch vernehmen ließ; er schlief mit dem einen Auge und wachte mit dem anderen.

Der Zweifüßler selber schlief nicht.

Er war jetzt alt und brauchte nicht mehr so viel Schlaf. Auch war er des Abends nicht mehr so müde wie in früheren Zeiten; denn jetzt hatte er viele Kinder und Kindeskinde, die ihm den größten Teil der Arbeit abnahmen. Er selbst liebte es, ruhig dazusitzen und nachzudenken über das, was er erlebt hatte, und über das, was ihm die Zukunft bringen würde.

Wenn er so dasaß, kam es ihm oft vor, wie wenn er aus allen möglichen Richtungen Stimmen hörte. Sie kamen aus der vorbe-

riefelnden Quelle, aus dem Baume, der über seinem Kopfe rauschte, und vom Abendwind, der seine Sterne kühlte.

„Zweifüßler — Herr der Erde — Klügster — Stärkster,“ rieselte ihm die Quelle ins Ohr.

„Zweifüßler — du Bezwinger des Löwen — du Schrecken der wilden Tiere — du Beschützer der zahmen,“ rauschte der Baum.

„Zweifüßler — dem niemand widerstehen kann — dem alles gehört,“ sang der Abendwind.

Der Zweifüßler saß und lauschte. So etwas hörte er gern. Je mehr, desto besser.

Als aber der Abend weiter vorrückte, da wurde der Wind heftiger und rüttelte an dem Zelt. Das sanfte Rauschen des Laubes klang nicht mehr so traulich wie vorher. Die Wellen des Baches glucksten nicht mehr mit schmeichelndem Laut, sondern machten gehörigen Lärm, und der Schaum spritzte ihm bis auf die Füße.

„Was ist denn?“ sagte der Zweifüßler, den zu frösteln begann, und der sich in seinen Mantel hüllte.

„Ja, wer weiß, was ist?“ entgegnete das Laub.

„Wer kennt das Verborgene?“ fragte die Quelle.

„Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als der Zweifüßler sich träumen läßt,“ sagte der Wind.

Der Zweifüßler lehnte sich gegen das Zelt und sah sich stolz um.

„Mag kommen, was kommen will,“ sagte er. „Hab' ich den Löwen bezwungen und mir das Pferd und den Ochsen dienstbar gemacht, so werde ich auch das übrige wohl überwinden.“

Als er ausgesprochen hatte, segte ein fürchterlicher Windstoß daher. Der warf den Zweifüßler zu Boden, so daß er in den Bach rollte, riß drei große Tierhäute von dem Zelt fort und weckte alle, die drinnen schliefen. Sie sahen schreiend empor, ohne zu wissen, was geschah. Der Hund heulte und klemmte den Schwanz zwischen die Beine. Und der Zweifüßler kroch pudelnaß aus dem Bach heraus.

Als er sich aufrichten wollte, erfolgte noch ein Windstoß — und noch einer — und noch einer.

Der Zweifüßler kroch auf allen vieren über die Erde. Das ganze Zelt wurde umgeweht, und die Menschen darin liefen und fielen in wildem Durcheinander; und sie schrien und jammerten, daß es gräßlich anzuhören war.

Aber niemand hörte es; denn alle hatten genug damit zu tun, ihr Leben zu retten. Die

Rühe, Ziegen und Schafe liefen, brüllend vor Angst, umher und traten einander nieder. Viele von ihnen fielen den Abhang hinunter und brachen das Weid. Die Pferde galoppierten über die Wiese hin und liefen so lange, bis sie in weiter Ferne vor Müdigkeit umsanken. Der große Baum über dem Zelt des Zweifüßlers wurde ungetnickt wie ein Grashalm.

Die ganze Nacht währte der Sturm.

Bei Tagesanbruch saß der Zweifüßler da und weinte ob all der Zerstörung um ihn her. Er überließ es der Familie, die Tiere zusammenzutreiben und das Zelt wieder aufzurichten, hüllte sich in seinen Mantel und starrte grüblerisch vor sich hin.

„Du böser Wind,“ sagte er dann und erhob die geballte Faust nach der Richtung, aus der der Wind kam; denn es stürmte immer noch heftig genug. „Heut nacht hast du meine Besizung vernichtet und hättest leicht mich selbst und die Meinen erschlagen können. Jetzt richten wir das Zelt von neuem auf und fangen die Tiere ein; aber du kannst heut oder morgen nacht wiederkommen und abermals alles zerschmettern.“

„Das kann ich,“ sagte der Wind.

„Du böser Wind!“

„Ich bin nicht gut,“ sagte der Wind.

„Soll ich dich etwa gut nennen, nachdem du so an mir gehandelt hast?“ rief der Zweifüßler.

„Ich bin nicht gut,“ sagte der Wind.

„Also du bist weder böse noch gut?“ fragte der Zweifüßler.

„Ganz recht,“ erwiderte der Wind, „so ist es.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Zweifüßler.

„Aber kannst du mir sagen, was es nun nützt, daß ich den Löwen bezwungen und den Ochsen, das Pferd, das Kamel und den Elefanten gezähmt habe, wenn so ein bißchen Wind mir meine ganze Arbeit zerstören kann? Kannst du mir sagen, wie ich dich dienstbar machen und wozu ich dich brauchen kann?“

„Nichts kann ich dir sagen,“ sagte der Wind.

„Fang mich, bezwinge mich, brauche mich.“

Er lief übers Feld hin und trug ein großes Stück Fell, das zu dem alten Zelt gehört hatte, mit sich fort, wehte es vor sich her, hob es hoch in die Luft und trug es weit übers Wasser hin. Der Zweifüßler saß da und sah dem Fell nach, bis er es aus den Augen verlor.

Da kam sein ältester Sohn zu ihm. Der sagte zu ihm: „Wir können hier nicht länger bleiben. Der Sturm hat das Getreide und Gras vernichtet, und unsere Tiere haben nichts

zu fressen. Ich bin meilenweit geritten, und überall ist es ebenso. Ich weiß nicht, was wir tun sollen.“

Der Zweifüßler schaute übers Wasser hin, in der Richtung, nach der der Wind das Fell entführt hatte. Ganz in der Ferne drüben lag ein großes Land. Das war so grün, so grün.

„Da drüben ist gute Weide,“ sagte er.

„Was nützt uns das?“ erwiderte der Sohn. „Das Wasser ist tief und der Strom ist reißend. Wir kommen niemals hinüber.“

„Von wo kommt der Wind?“ fragte der Zweifüßler.

„Er weht in der Richtung auf die Insel zu,“ antwortete sein Sohn. „Meinst du, er soll uns hinübertragen?“

„Ganz recht,“ erwiderte der Zweifüßler, warf seinen Mantel ab und erhob sich. „Ich habe beschloffen, mir den Wind dienstbar zu machen.“

Verständnislos starrte der Sohn ihn an. Doch der Zweifüßler rief seine ganze Familie zusammen und befahl ihnen, die Arbeit zu unterbrechen, die sie gerade unter den Händen hatten. Er ließ sie Planken hauen, hieß sie die Planken hinabschleppen und zu einem großen Holzstoß zusammenbinden. Dann gebot er den Männern, einen hohen Mast aus jungem Eichenholz aufzurichten, während die Frauen Häute zusammennähten, um ein mächtiges Segel herzustellen. Das Segel wurde bis an die Spitze des Mastes emporgehiebt, und die Enden wurden unten an dem Stoße festgebunden. Der Wind füllte das Segel, aber noch war das Floß mit starken Tauen am Ufer befestigt.

Dann ließ der Zweifüßler seine ganze Familie und alle seine Tiere das Floß besteigen. Als der letzte an Bord gekommen war, löste er das Floß. Im Winde straffte sich das große Segel, und schnell wurden sie über das Wasser dahingetragen. Gegen Abend landeten sie vergnügt an dem grünen Lande.

Unter den Söhnen des Zweifüßlers war einer, der sich von nun an um nichts anderes kümmerte als um das Floß. Er baute es um und verbesserte es, ersann neue Arten, das Segel aufzusetzen, und ersand ein Ruder zum Steuern. Vorn machte er das Floß spitz, damit es leichter das Wasser durchschneite. Auf den Boden legte er Ballast, damit ein plötzlicher Windstoß das Fahrzeug nicht so leicht umwerfen könnte. Er lernte den Wind verwenden, auch wenn der nicht gerade nach der Richtung wehte, nach der er fahren wollte.

Nach und nach wagte er es, weit außs Meer hinauszufahren; und er fing Fische und lehrte wohlbehalten nach Hause zurück.

Doch der Zweiflüßler saß wiederum vor seinem Bett und sann.

„Also habe ich dich mir doch dienstbar gemacht,“ sagte er zum Winde, der seine Wange umwehte. „Aber noch sind wir nicht zu Ende. Warte nur. Du sollst für mich arbeiten wie die Ochsen und Pferde.“

„Meinetwegen,“ rief der Wind. „Ich bin, wie ich bin, und tue, was ich muß. Fang mich, bezwing mich, brauch mich!“

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Die beiden Frösche.

Japanisch.

Zwei Frösche, von denen der eine ganz nahe bei der Küstenstadt Osaka in einem Graben, der andere dicht bei der schönen Hauptstadt Kioto in einem klaren Bache wohnte, kamen auf den Gedanken, eine Reise zu machen, und zwar wollte der Frosch, der in Kioto wohnte, sich einmal Osaka ansehen, und der andere, der in Osaka wohnte, hatte Sehnsucht, die Kaiserstadt Kioto, wo der Mikado residierte, zu besuchen.

Ohne daß sie sich kannten oder auch nur voneinander gehört hatten, machten sie sich daher beide zu derselben Stunde auf den Weg und begannen ihre mühsame Wanderung. Die Reise ging nur langsam vorstatten, denn ein Berg, dessen Höhe die Hälfte des Weges war, mußte überschritten werden, und diesen Berg zu erklimmen, war für die Frösche ein mühsames Stück Arbeit. Doch endlich war die Spitze erreicht, und siehe da, beide trafen sich, gloghten im ersten Augenblick einander an und sungen dann an, sich zu unterhalten. Als nun einer dem anderen den Beweggrund seiner Reise mittheilte, da lachten sie beide vor Vergnügen, setzten sich zusammen in das hohe Gras und beschloffen, erst ein wenig auszurufen, ehe sie sich trennten.

„Wenn wir nur größere Tiere wären,“ sprach der eine, „dann könnten wir von hier aus beide Städte sehen und könnten schon jetzt beurteilen, ob es sich der Mühe verlohnt, noch weiter zu wandern.“

„Oh, dem ist abzuhelfen,“ entgegnete der zweite, „wenn wir das Ziel unserer Reise von hier aus sehen wollen, so können wir uns einander aufrichten, und jeder blickt nach der Stadt hin, die er noch nicht kennt.“ Dieser

Vorschlag leuchtete dem anderen Frosche gewaltig ein; und gesagt, getan: die beiden kleinen Kerlchen stellten sich auf ihre langen Hinterfüße und hielten einander mit den Armen umschlungen, damit sie nicht umfielen. Der Frosch, welcher aus Kioto kam, richtete seine Nase nach Osaka zu, und der, welcher aus Osaka kam, wandte die seine nach Kioto. Und so standen sie da, ganz steif, still und versunken in ihre Betrachtungen. Nun hatten die dummen Frösche aber gar nicht bedacht, daß ihre großen Augen, wenn sie den Kopf so hoch in die Luft reckten, wie sie es taten, auf dem Rücken lagen und nach rückwärts blickten, und daß sie daher beide ihre eigene Heimat und die Stadt, von der sie ausgezogen waren, zu Gesicht bekamen.

„Ach, was sehe ich?“ rief der eine Frosch aus Osaka, „was sehe ich? Kioto sieht ganz so aus wie Osaka; ich kann mir den Weg dahin ersparen!“

Und ganz dasselbe sagte der Frosch aus Kioto, und wie beide zu dieser Erkenntnis gekommen waren, da ließen sie einander los, und plumps! fielen sie in das Gras. Dann machten die beiden Frösche einander eine Verbeugung, sagten Lebewohl und wanderten heim.

Wiz an ihr Lebensende haben sie geglaubt, daß die Städte Kioto und Osaka, die doch so grundverschieden sind, einander so ähnlich wären wie ein Ei dem anderen, und nie haben sie ihren Irrtum, der aus ihrer Dummheit entsprang, eingesehen.

o o o

Abzählreim.

Ich und du und du und du,
Zwei mal zwei ist viere,
Tragen Kränze auf dem Kopf,
Kränze aus Papiere:
Rechts herum und links herum,
Nöck' und Zöpfe fliegen,
Wenn wir alle schwindlig sind,
Fallen wir um und liegen,
Purzelpatsch, wir liegen da,
Patschelpurz im Grase:
Wer die längste Nase hat,
Der liegt auf der Nase. D. J. Bierbaum.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Bettin (Gundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Erud u. Verlag J. G. Nees Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.